

Editorial  
Von Ivan Sterzinger

Seit dem Ende des zweiten Weltkrieges und noch stärker nach dem Fall des eisernen Vorhangs schienen sich Grenzen in zahlreichen kleinen Schritten kontinuierlich abzubauen. Auf den Zusammenbruch der Sowjetunion folgte die deutsche Wiedervereinigung, darauf die Bildung der EU. Auch wirtschaftlich wurde zunehmend auf Globalisierung gesetzt und der Welthandel ausgebaut. Parallel dazu nahm die internationale Vernetzung und Mobilität zu – auch digital durch das Internet. Damit einher ging die Verbreitung der Idee einer Global Citizenship, nach der sich Menschen zunehmend nicht mehr als gebunden an politische oder geografische Grenzen verstehen. Um die Jahrtausendwende kehrte sich der Trend: Die Angriffe auf das World Trade Centre in New York hatten dazu geführt, dass gezielte Abgrenzung wieder ins politische Handlungsrepertoire aufgenommen wurde. Das in den 1990er Jahren noch als offene Utopie gefeierte Internet wurde als Folge von politischen, wirtschaftlichen und juristischen Interessen zunehmend von Überwachung und länderspezifischen Inhalten durchsetzt. Und Europa entwickelte sich seit dem Ende der Kriege in Jugoslawien zur Festung gegen die krisengeschüttelte Nachbarschaft.

Dennoch trat die Schweiz 2004 dem Schengener Abkommen bei. Der dadurch ermöglichte freie Personenverkehr innerhalb der EU liess die westeuropäische Generation der nach 2000 Geborenen in einer weitgehend offen erlebbaren Welt aufwachsen. Grenzkontrollen durch Beamte, die in Europa noch bis Ende der 1990er Jahre gängig waren, wurden an die EU-Aussengrenzen und damit ausser Sichtweite verschoben. Die Corona-Pandemie hat jüngst zu einer abrupten Senkung der Schlagbäume an den Grenzen geführt. Unmittelbar spürbar ist das durch die strengen Reisebeschränkungen, die aufgrund der pandemischen Eindämmungs-Massnahmen von zahlreichen Regierungen verhängt wurden. Der Flugverkehr erreichte 2020 kurzfristig das Niveau von 1970, und auch in Nahdistanz ist es bei einer Reise in die unmittelbaren Nachbarländer nötig, sich über die geltenden Reisebestimmungen zu informieren.

Doch unabhängig von der Pandemie nimmt die Abgrenzung auch geopolitisch mittel- und langfristig zu. Im Gegensatz zu klassischen Grenzen sind sie immer weniger durch sogenannte Tobleronesperren oder Mauern und Zäune zu erkennen. Vielmehr beginnen sie in Form von Grenzräumen, automatischer Gesichts- und Personenerkennung oder der Isolation von Grenzlagern auf vielfältige Weise das Leben der Menschen zu durchdringen. Die Grenzen sind heute vielerorts keine manifesten Linien mehr, sie funktionieren häufig aufgelöst, unsichtbar und flächendeckend über ganze Gebiete. Der unmenschliche Umgang mit Geflüchteten an Europas Aussengrenzen, die Abschottung Nordamerikas gegenüber dem Süden, oder die Isolation in abgeschiedenen Lagern, wie sie etwa Australien praktiziert, liefern dabei eine dystopische Vorschau auf mögliche Strategien wie sie im Zuge kommender Klimamigration bevorstehen könnte. In dieser Ausgabe versuchen wir, das Thema einzugrenzen und verschiedene Facetten sichtbar zu machen.

Ivan Sterzinger ist Redaktor bei der Fabrikzeitung



Zeitalter der Grenzen  
Von Florian Rötzer

In den neunziger Jahren träumte man nach dem Ende des Kalten Kriegs und dem symbolischen Fall der Mauer nicht nur von einer wirtschaftlichen Globalisierung, sondern auch von einer politischen und gesellschaftlichen. Grenzen erschienen als Barrieren der Vergangenheit, die sich ebenso wie die Nationalstaaten auflösen würden. Die Schwerkraft des Raums – auch des biologischen Körpers – schien mit dem Aufkommen der Virtuellen Realität, der Telepräsenz und -motorik dem Ende zuzugehen. Der verdichtete Raum der Städte galt damaligen Propheten als dem Untergang preisgegeben. Der Fall der Mauer schien ein Zeichen für eine Zukunft sein, in der Informations-, Waren-, Geld- und Menschenströme frei von staatlichen Einschränkungen und Grenzen über den Planeten fliessen. Free flow war angesagt, ebenso Marshall McLuhans «globales Dorf» und das Metaversum des Sci-Fi-Autors Neal Stephenson.

Es war ein libertärer Traum, der vor allem die digitale Elite erfasst hatte. Alle Grenzen und Hierarchien sollten gesprengt werden, um eine offene Gesellschaft zu erreichen, in der allen alle Türen offenstanden, egal welcher Herkunft und welchen Geschlechts. Hacker wollten dafür sorgen, dass die Grenzen des Urheber- und Patentrechts aufgehoben werden, um den freien Fluss der Informationen zumindest im Cyberspace gewährleisten.

Zu dieser Zeit entstand nicht nur die Kritik an der Globalisierung, die jetzt vor allem auf die rechtsnationale politische Szene übergegangen ist. Mit dem Terrorismus, den asymmetrischen Kriegen und Migrationsströmen wuchs auch eine Sehnsucht nach neuen Grenzen und Mauern. 1995 schlug der damalige israelische Ministerpräsident Jitzchak Rabin vor, einen elektronisch gesicherten Sicherheitszaun zum Westjordanland zu errichten. Mit dem Bau wurde 2002, wenig nach den 9/11-Anschlägen begonnen. Der Zaun wurde zum Vorbild für weitere Staaten, allen voran die USA, ihre geografischen Grenzen wieder mit Sperranlagen zu sichern, um einen unkontrollierten Zugang zum Staatsgebiet zu verhindern. Diese Strategien gehen auf alte Imperien wie China oder das Römische Reich zurück, die so versuchten, ihr Herrschaftsgebiet vor den «Wilden» und «Barbaren» zu schützen.

Analog dazu entwickelten sich seit den 1970er Jahren über die Segregation der Bevölkerungsschichten hinaus privilegierte Wohnfestungen zu sogenannten Gated Communities, in denen der Zugang überwacht und kontrolliert wurde. Gated Nations setzen diesen Trend zur räumlichen Einschliessung, Abkapselung und Blasenbildung im grossen Stil fort. Smart Homes und Smart Cities ergänzen die Abschottungsstrategien mit neuen technischen Mitteln wie Kameras, Bewegungsmeldern und biometrischen Erkennungstechniken.

Gab es am Ende des Kalten Kriegs noch 15 Grenzbefestigungen, waren es 2018 bereits 70, die zusammen etwa 40.000 Kilometer lang sind, also fast einmal um den Erdball reichen. Seit 2000 boomt der Mauerbau geradezu. Israel ist hierbei besonders hervorgetreten. Grenztechnik ist wie andere Sicherheitstechnik zu einem wirtschaftlichen Wachstumssegment und Exportprodukt geworden: Zäune und Metallmauern; Drahtsperrn mit Stacheldraht aus rasiermesserscharfen Klängen; Sensoren wie Bewegungsmelder; optische, Infrarot- und Wärmekameras; Mikrowellensysteme, Seismometer, Radarsysteme; Anti-Fahrzeug-Gräben; Patrouillenstrassen für bemannte und unbemannte Fahrzeuge; Beobachtungstürme, auch solche mit fernsteuerbaren Kameras und Maschinengewehren; Luftüberwachung mit Drohnen und breiten Zonen, die als «exclusion zones» nicht betreten werden dürfen. Dazu kommen Kontrollräume und technisch hochgerüstete und bewaffnete Einsatzteams. In Israel wurde in städtischen Gebieten, in denen solche breiten Grenzsperrn nicht angelegt werden konnten, eine sieben Meter hohe Stahlbetonmauer mit Sensoren errichtet. Um den Gazastreifen wurde neben einem sechs Meter hohen Smart Fence (Kosten pro Kilometer: 416.000 US-Dollar) und einem weiteren, parallel laufenden Sicherheitszaun auch eine

Stahlbetonmauer mit Sensoren tief im Boden angebracht, um 11,5 Millionen US-Dollar). Die Mauer reicht auch 200 Meter in die Tiefe. Die Mauer ist ein Resultat von israelischen Raketenangriffen auf Israel – die jedoch seit 2010 mit dem daf

Israel ist bislang das extremste Beispiel für eine Gated Nation. Weltweit gibt es für Sicherheitszäune und Überwachungs- und eingesetzt werden, einen Markt von 61 Milliarden US-Dollar in den USA unter Präsident Biden mit dem von Donald Trump Zauns an der mexikanischen Grenze weitergeht, ist noch nicht US-Dollar gekostet.

Auch in der EU wurden seit Ende des Kalten Kriegs 1000 die Berliner Mauer. Dazu kommen die noch viel längeren v Milliarden in die Grenzsicherung investiert; es gibt dafür ge Grenzen» hat für die EU weiterhin höchste Priorität. Die Vere Grenzen mit ID-Dokumenten, Gesichtserkennung, Sensoren,

Mit der Corona-Pandemie haben viele Staaten wieder schreitende Bewegungen von Menschen blockiert, um die V den Menschen reist. Das hat aber, wie meist nicht erwähnt verstärkt, die territorialen Grenzen vor unerwünschten Perso zu schützen.

Parallel zu Grenzschiessungen haben viele Regierungen zeitweise gezwungen, sich in ihre Häuser und Wohnungen z arbeiten und die räumliche Bewegung einzuschränken, um s tragen. Dabei war und ist klar, dass vor allem der Aufenthalt Luftfiltern ausgestattet sind, Infektionen begünstigt. Die mit / gungsfreiheit unterlegte Devise «Stay at home» oder «Bleib zuh für alle ein. Dies besonders ausgeprägt, wenn Quarantäne ver wacht wurde. Die Wohnung, das Hotelzimmer oder wo die Or Gefängnis, zum buchstäblich umgrenzten Raum. Die Devise kädierung deutlich: Es sollen nicht nur möglichst keine «Frer daran gewöhnen, in den eigenen vier Wänden und im eigene Globalisierung: der Rückfall in den Nationalismus.

Bei Grenzen geht es um Ein- und Ausschluss, um Abwe Innen und Aussen, des Eigenen und des Fremden, von Wir t und Objekt, den Unterschied generiert.

Biologisch gesehen haben Grenzen vermutlich das Leb Zellen waren aber immer auch porös, um in einem geregelten Abschluss wäre hier tödlich. Wie beim Immunsystem, das mi gegen die eigenen Körperzellen richten kann, können Grenze



ities

ns

neese



The Real Migrant Crisis  
By Harsha Walia & Ayesha A. Siddiqi

World leaders, particularly during elections, often invoke the specter of a border crisis. We're told that the crisis affects those inside each country. But a border is the crisis. Every border implies the violence required to maintain it and our resulting world is organized around categorizing people on either side. Over the 20teens, statelessness has risen across the world, exposing the capriciousness of citizenship and legality of human beings.

Since 2015, thousands of people have died trying to cross the Mediterranean sea from Africa into Europe. Governments in the US and the UK regularly revoke the legal status of people of color who were never immigrants, deporting them to places they've never been in the Caribbean and South America. Palestinians, Uyghur Chinese, and the people of Assam in India are being told their native homelands are no longer places they have any right to be. Hungary, the barbed wire capital of Europe currently facing a labor shortage, is now allowing some migrants to enter as «guest workers» — a path that tolerates their presence, but does not offer eventual citizenship. Even for those that make it under official routes, their status becomes precarious in other ways; Filipino nurses, Caribbean nannies, and South Asian and African doctors in the US and UK have died of Covid-19 at rates disproportionate to their non-immigrant peers as a result of workplace exposure. Meanwhile, the rich are buying passports to Austria and the Cayman Islands. For some, borders are always open.

Harsha Walia is the foremost expert on the tension between human rights and border enforcement. Her new book, «Border and Rule: Global Migration, Capitalism, and the Rise of Racist Nationalism», offers a corrective to the narrative that enables governments to treat people like pest control. I spoke with her to discuss what the real crisis at the border is and how we should address it.

Ayesha A. Siddiqi: Let's start with the origin point for border violence, the guise of security. In your new book, you critique «securitization» as the process by which the border becomes a testing site for surveillance technologies, often forming the baseline of more predictive policing. Could you describe that process further?

Harsha Walia: Yeah, I would say that border violence really occurs in many sites. That's part of the argument I make in «Border and Rule» — a border is not a single line on a map where border violence occurs. The border is elastic. Border securitization happens inland, too. For example, in the criminal legal system, there's a pipeline for expulsion and deportation. If someone gets picked up by the cops, or even sometimes if you're going to the hospital or your kids are in school, and your immigration status is found out, then that becomes a site of border violence as well. The surveillance industry is omnipresent. It's at the border with massive security companies making billions of dollars from contracts that test surveillance mechanisms on migrants and refugees. At the US-Mexico border, billions of dollars are sunk into drone surveillance, high-tech software surveillance. That kind of surveillance exists inland, too. In parts of Europe, for example, refugee housing uses facial recognition technology. In Canada, the Immigration and Refugee Board is starting to pilot algorithmic AI decision-making to decide if someone is a refugee or not, and whether they'll get to stay or be deported. Migrants and refugees have become the testing ground for a lot of this kind of surveillance in automated decision-making, in this concept of «smart borders» in Europe, in facial recognition technology, and drone surveillance. This massive industry is a dystopic testing ground that isn't only against migrants and refugees, but they certainly are one of the many populations against whom it's weaponized.

AS: It sounds like the border goes far beyond map lines, because it ends up being inscribed onto people themselves as they move through the world.

HW: Yeah, absolutely. That's one of the things that we often ignore when we think of the border. Outsourcing a border, I think, is becoming one of the primary methods of imperialism. We have countries like Canada, countries like the United States, countries like Australia, we have the EU, all of whom are increasingly outsourcing their border enforcement to third countries. And they're increasingly making aid and trade and development agreements contingent on migration prevention clauses. In Australia, for example, whenever it makes trade and aid agreements with countries like Papua New Guinea and Nauru — with whom it has a very nascent history of formal colonialism — those countries are forced to accept outsourced detention centers. Australia now out-sources its [immigrant] detention center to countries like Papua New Guinea and increasingly to Indonesia. In Europe, the EU of course has fortified its borders. The Mediterranean is the deadliest border in the world; it pays Libya and countries throughout the Sahel region — Mauritania, Niger, Tunisia — aka the frontier of border militarization, and all the aid money is going into boots on the ground border enforcement and training.

AS: I like that you use the word displaced people. That's the word I feel most comfortable using, because it names the active process — something that happened to or was done to someone rather than defining them through their status. Should we be wary of how words immigrant, migrant, and refugee are used, particularly when they're used by the state? Because even the term «refugee» is a category often determined by the state to legitimize some immigration over others, and its use varies across governments depending on what types of violence the state is willing to recognize.

HW: Absolutely. When the state uses and fluctuates between categories like immigrant, migrant, and refugee, there's often a different intention and violence, creating categories of who's deserving, who's undeserving. It creates a hierarchy of state selection of immigrants that are largely class privileged with formal educational background. There's a long political history to these kinds of differentiation that really go back to the Cold War era. In the United States, refugees who were seen as fleeing Castro's Cuba, for example, or Vietnamese rescued at sea fleeing the communist regime in Vietnam, were welcomed. And their depictions were very much where the US was the savior. In contrast, migrants and refugees who were fleeing US-backed dictatorships, particularly in Haiti, were all detained and called bogus refugees and migrants. Those discrepancies are important. That said, I tend to use migrants and refugees together because a lot of people use those terms to identify themselves. So I think it does depend on who's using the language and for what purpose.

AS: Speaking to the question of language and the ideology it can contain, I wanted to ask you about the development of citizenship as a luxury commodity. I've seen it called «investment migration» — which is the official term for the ability to buy a passport. When I first encountered it, I felt the term is to refugees what «expat» is to immigrants — terms generated to casually make race and class distinctions. I wanted your thoughts on the phenomenon particularly during the pandemic, which, according to agencies that serve these people, doubled the rate of inquiries into purchasing passports.

HW: Yeah, it's such a good question. I feel «investment programs» for citizenship really make clear what citizenship is. It's an arbitrary privilege. People tend to grasp onto the racial underpinnings of citizenship; this idea of us and them and the scapegoating of migrants as foreigners is so entrenched across the world. And yet we have these kinds of programs that make it clear that citizenship is completely arbitrary, it's based on accident of birth and capital. That's why I think it's not actually a contradiction.

A lot of times, people point out the contradiction that capital moves so freely across borders and people don't, and I'm like, well, that's not actually true. There is a lot of movement across borders. If you have an American passport you have mobility across the planet, generally speaking; visa-free access to most countries in the world. So it's not really true that people can't move. It's that people who represent capital absolutely can move in various forms, whether that's investor-based citizenship, whether that's high skilled visa programs, whether that's tourism, whatever it is.

AS: I love that you said that, because I think many of the people who read this interview will be people who have secure status within the nation they're in. What you've just said calls on all of us to recognize and situate ourselves within this

paradigm and then think of how we may be valuable to the state capital, and how we can extend solidarity to those further away. How we can be more deliberate about where our awareness is wanted to ask you more about this flow of labor and capital across immigration patterns often reveal who makes up the domestic tain countries. You have desis in the Arab Gulf base, Malaysians Americans in the US. Is it fair to describe immigration as an ext

HW: We tend to think of it but not in terms of extractive economies. Yes, I think labor is of the primary pillar is a need for labor contemporary immr to an employer. In not only that people labor. The totality — which are legal. The whole program confiscate identity their homes. A re Filipina, Indonesia prison. That's what analogy to speak

AS: The carceral nature of it, does that then link movements again to the abolitionist movement?

HW: Yeah, absolutely abolitionist in nature. «Bad» immigrants focusing on what both political cons me, no-border pol borders as a site calls on us to dis

AS: Among those conditions is war, which both maintains border displacement. Are there other forces that you feel are important now, that are behind modern displacement?

HW: There are over are basically a dev and decimate nor disallowed via free are the triad of cli largely driven by V including the arm and more lands to and indigenous p changed is the p standing of migra illegal,» or «open t center in tandem politics. Especially Black Alliance for immigration reform Immigration is not of capital, and imp

AS: Where do you identify the most urgent points of intervention made in this process?

HW: I'd say the r question the legit borders as a regin and capitalism an that we don't see Migrants are the H we need to think a

AS: I think what you're saying could strike people as very abstract. Can be applied on a quite granular level. The best places to make is in our daily interactions and how we see people — how we treat kind of treatment we view as an acceptable cost of a certain s

HW: There is this racialized people, that, for example, technically «illegal Yet we don't have s I'm in, one of the la illegally are Austr has very little to perceived. How w are you from? No, and who gets rec nothing to do with is why I think it's

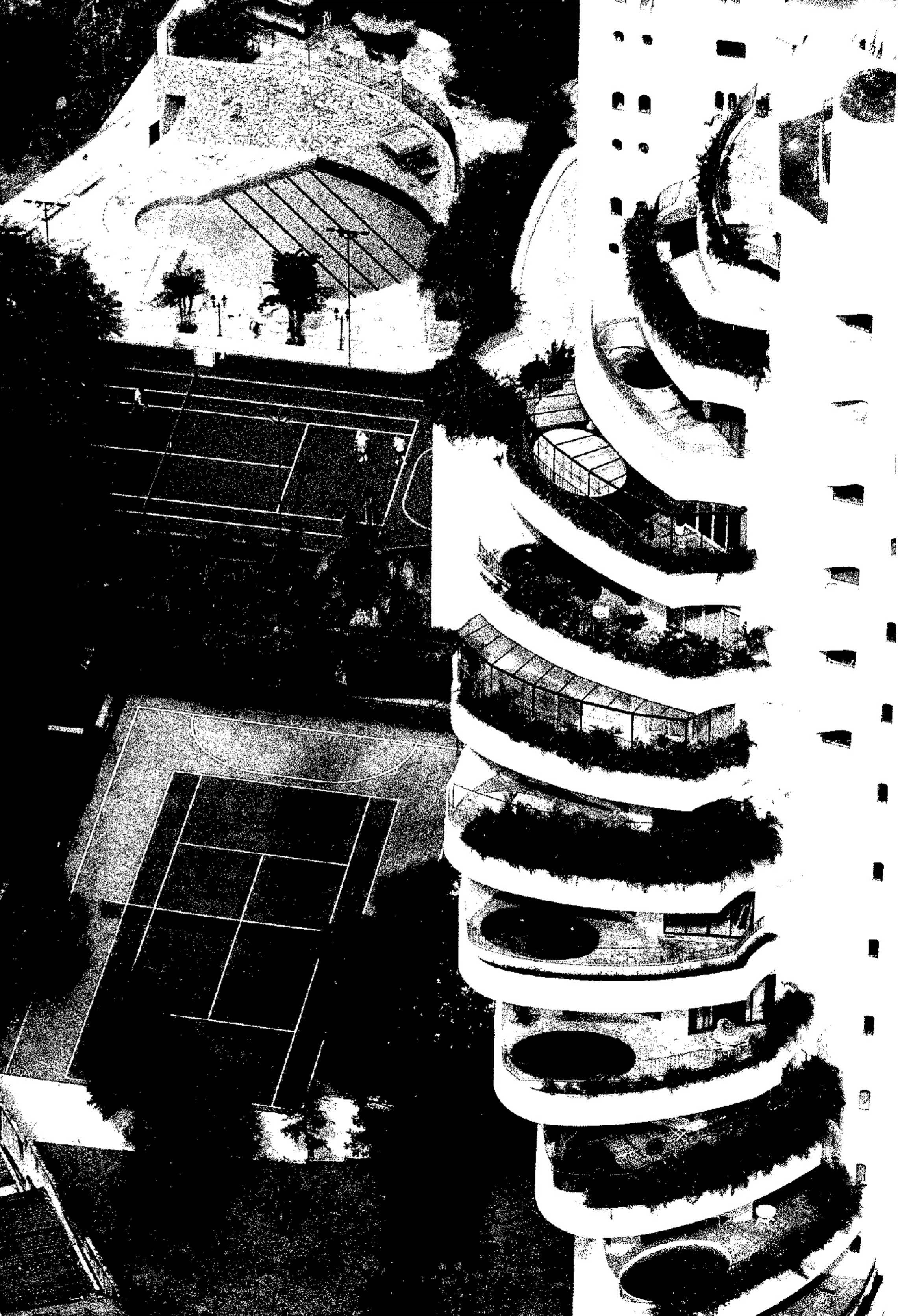
AS: How has Covid empowered the state to increase border resulting violence?

HW: Throughout borders to people s was sending distre said that they cou died. In the Medi that are refusing r lighted the seemi refugees, to people

In the United those processes affected during the refugee processin

On the flip s though they're cla people out of their time last year, the G of all Coronavirus the United States. and close the bord and deportation. T

This interview has been or Ayesha A. Siddiqi is a wr Harsha Walia is an activist «Undoing Border Imperialism» and campaigner in migrant



Mein Stift bricht nicht, Grenzen aber brechen schon Von Parwana Amiri

In Europa unterscheidet man zwischen Menschen mit Pass und Menschen ohne Pass. Das wusste ich nicht. Man behandelt mich als Geflüchtete, als «Flüchtling», als eine Person ohne Papiere und ohne Rechte.

Wir sind aus einer Notlage geflüchtet, dachte ich. Aber unsere Ankunft bedeutet eine Notlage für die Bevölkerung hier. Unsere Situation im Lager ist ein Notfall, dachte ich. Aber Menschen wie «wir» müssen erst tot sein, bevor man in Europa unsere Not anerkennt.

Wir alle sind Notfälle in dieser kleinen Lagerwelt mit über 15’000 Insassen. Wir sind im Sommer der Sonne, im Winter den Regenfällen ausgesetzt, wir leben inmitten von Müll, Schmutz und Abwässern, wir sind ständig gestresst und fühlen uns unsicher und fürchten die Gewalt des europäischen Asylsystems.

Viele von uns kommen mit Verletzungen an Seele und Körper in Moria an. Aber auch die Gesunden werden hier krank. In unserer Situation wird jede Krankheit zusehends zu einem Notfall.

Schaut! Wie sieht denn unser Leben aus im Hotspot Moria? Wir verbringen Tage, Wochen, Monate damit, über Felsen, die Hügel auf und ab und zwischen den Bäumen hin und her zu laufen, während Stunden in Warteschlangen zu stehen. Wir sind verloren zwischen unseren Vorstellungen von Schutz und den von ihnen errichteten Blockaden, die uns daran hindern, einen sicheren Ort zu erreichen.

In Europa spielt man mit uns wie mit Pingpongballen. Die Behörden kicken uns von einem Amt zum nächsten, hin und her, ohne Ende. Und wir verstehen das Was, Wo, Warum nicht – was es noch schlimmer macht. Und selbst wer es

schafft, eine Aufenthaltsbewilligung zu bekommen, selbst wer erfolgreich ist, entkommt dem diskriminierenden Blick nicht, der uns tagtäglich verfolgt.

Sind wir von anderer Qualität? Gehören wir zu einer anderen Klasse? Einer anderen Art? Nein! Wir sind einfach Menschen mit tausend unterschiedlichen Geschichten. Uns verbindet nur, dass wir unsere Heimat verlassen mussten.

Hört auf, uns anders zu behandeln. Hört auf, zu lügen und uns vorzumachen, dass wir in Europa Sicherheit finden. Hört auf zu sagen, Europa sei ein besserer Ort – denn das gilt nur für ganz wenige, und für den Rest bleibt die Tür verschlossen.

Man behandelt uns anders als man die Menschen auf Lesbos, in Griechenland oder in Europa behandelt. Unser Schicksal hängt von bürokratischen Entscheidungen ab; davon, ob der Migration ein ökonomischer und strategischer Wert beigemessen wird – oder nicht; von der vorherrschenden politischen Stimmung in Europa. Und nicht davon, dass wir alle miteinander verbunden sind, weil wir doch zu derselben Art gehören.

Ich bin ein Mädchen, und ich denke während nicht enden wollender Tage über diese Welt nach. Und ich warte auf die Erlaubnis, diesen Ort verlassen zu dürfen.

Dieser Text ist ein Auszug aus Parwana Amiris «Meine Worte brechen eure Grenzen. Briefe an die Welt aus Moria» (essais agités, 2021). Übersetzt aus dem Englischen von Johanna Lier. Das Original erschien 2019/2020 bei welcome2europa unter dem Titel «Letter to the World from Moria».

Parwana Amiri, \*2004 in Afghanistan, lebt zurzeit in Griechenland und ist als Autorin, Bloggerin, politische Aktivistin und Lehrerin tätig. Während ihrer Zeit im Registrierungs- und Aufnahmезentrum Moria auf Lesbos begann sie, den Blog «Brief an die Welt aus Moria» zu schreiben. Darin protokolliert sie Geschichten von verschiedenen Menschen, mit denen sie im Flüchtlingslager lebte. Ende Dezember 2019 wurde Parwana Amiri mit ihrer Familie in das Ritsona Refugee Camp auf dem griechischen Festland transferiert.

einem Freund eine Wohnung und führt einen geregelten Job. Er hat das Recht zu bleiben und hier zu arbeiten. Seit zwei Jahren wartet er jedoch auf seinen Ausländerausweis.

Nach dem Gespräch mit Kushtrim treffe ich Adelina (Name geändert) via Video Call. Adelina ist 22 Jahre alt und wohnt in einem kleinen Dorf in Nordmazedonien. Ich spreche das erste Mal mit ihr. «Wir in Nordmazedonien haben es ein bisschen leichter als Menschen im Kosovo. Wir können ohne ein Visum nach Europa reisen und drei Monate bleiben», erzählt sie.

Mit 16 Jahren nutzte sie diese Möglichkeit und fuhr zum ersten Mal in die Schweiz. Nicht um Urlaub zu machen, sondern um illegal zu arbeiten. «Die Landesgrenzen zu überqueren war für mich immer ein Horror. Wir wurden jedes Mal sehr lange befragt. Manchmal glaubten sie mir nicht, dass ich die Person auf meinem Pass war, oder dass ich Leute in der Schweiz kannte. Einmal sah ich, wie die Zöllner einen jungen Mann mitnahmen. Ich hatte so grosse Angst. Hinzu kam, dass wir beim Zoll aufweisen mussten, dass wir genügend Geld dabei hatten, um in die Schweiz reisen zu können. Ich hatte jeweils nur 50 Franken dabei. Also lieb mir die Reiseagentur die restlichen 600 Franken, um über die Grenzen kommen zu können. Am Schluss der Reise musste ich das Geld zurückgeben. Ich hatte immer Angst, es auf dem Weg zu verlieren.»

In der Schweiz arbeitete Adelina bei einer Familie mit zwei Kindern. Von Montag bis Sonntag machte sie den Haushalt und hütete die Kinder. «Ich habe viele junge Frauen in der Schweiz kennen gelernt, die so viele Möglichkeiten gehabt hätten, aus ihrem Leben etwas zu machen und unabhängig zu werden, diese aber nicht genutzt haben. Es hat mir wehgetan, dies mit anzusehen. Wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, wäre ich so glücklich gewesen.»

Abends, wenn die Kinder schliefen, lernte Adelina für die Mittelschule. Nach drei Monaten ging sie zurück nach Nordmazedonien, um da ihre Prüfungen zu schreiben. Danach mussten drei weitere Monate verstreichen, bevor sie wieder in die Schweiz zurückkehrte, um weiter zu arbeiten. Das Hin und Her machte sie ungefähr fünf Jahre lang. Und das für einen Monatslohn von 400 Franken. «Während meiner Zeit in der Schweiz habe ich irgendwann die Familie gewechselt, weil ich es nicht mehr aushalten konnte. Bei der neuen Familie habe ich dann eine Bedingung aufgestellt: Ich wollte an den Wochenenden frei haben.»

Die neue Familie hatte die Bedingung von Adelina akzeptiert, die Bezahlung war jedoch immer noch sehr tief. Mit dem verdienten Geld unterstützte Adelina ihre Familie. Davon blieb für sie nicht viel übrig. Ursprünglich hatte Adelina das Geld in ihre Ausbildung investieren wollen. «Mit der Zeit bin ich sehr müde geworden. Ich konnte einfach nicht mehr weitermachen. Meine Eltern haben dann endlich Arbeit gefunden und ich habe mich entschlossen, nicht mehr schwarz in der Schweiz zu arbeiten. Ich war nicht nur körperlich ausgelaugt, sondern auch psychisch völlig am Ende. Meine Familie hat mich gefragt, warum ich mich so anstelle. Ich hätte es ja so gut in der Schweiz. Sie waren sich nicht bewusst, wie heftig meine Arbeitsbedingungen gewesen waren und wie schlecht ich von den jeweiligen Familien behandelt wurde.»

Während sie in der Schweiz arbeitete, hörte sie, dass ihr Onkel im Sterben lag. Die Arbeitgeber\*innen verboten Adelina, für einen Besuch nachhause zu fahren. «Als mein Onkel dann gestorben ist, habe ich nicht mehr arbeiten können. Ich konnte

nicht einmal mehr mein Bett verlassen. Als die Frau nach Hause gekommen ist und sich wieder über mich beschwert hat, habe ich meine Tasche genommen und bin einfach raus, sonst wäre ich explodiert.»

Adelina möchte nun auf legalem Weg nach Deutschland, um dort Geld zu verdienen, welches sie später endlich in ihre Ausbildung investieren kann. Es ist ihr egal, ob sie nun in der Reinigung arbeitet oder in einem MC Donalds. «In Deutschland ist es viel einfacher ein Arbeitsvisum zu bekommen als in der Schweiz. Im März 2019 habe ich mich für ein Visa angemeldet. Eigentlich hätte ich den Antrags-Termin im Mai 2020 bekommen, doch wegen der Pandemie wurde der Termin verschoben, immer aufs Neue, bis er schlussendlich verfallen ist. Corona hat meine Situation sehr erschwert. Ich finde nicht mal mehr hier in Nordmazedonien Arbeit.»

Adelina ist auf sich allein gestellt. Ihre Familie unterstützt sie nicht bei ihrem Vorhaben und drängt sie zur Heirat. «Eine junge Frau wie du sollte nicht alleine versuchen in Deutschland Arbeit zu suchen», meint ihr Umfeld. Doch Adelina möchte das nicht. Sie will unabhängig werden und später einen guten Job ausüben, der sie erfüllt und ihr ein besseres Leben ermöglicht.

Die vielen Hürden und der Druck ihrer Familie haben dazu geführt, dass Adelina an einer Depression erkrankt ist. Sie schläft von früh bis spät, um ihren Problemen aus dem Weg zu gehen, wie sie sagt. Durch die Arbeitslosigkeit und die Pandemie fühlt sie sich in den eigenen vier Wänden eingesperrt. Freunde trifft sie keine mehr. «Seit ich aus der Schweiz zurück bin, finde ich keinen gemeinsamen Gesprächsstoff mehr mit ihnen. Ich bin weitöffener geworden und sie eben nicht.» Sie hat sich dazu entschlossen, ihren Versuch nach Deutschland zu gehen, für den Moment beiseite zu schieben. «Jetzt ist Ramadan. Ich bin am Fasten und möchte mir selbst eine Pause gönnen von den ganzen Sorgen und dem ewigen Überdenken meiner Situation.»

In ihrer Heimat fühlt sich Adelina schon lange nicht mehr wohl. «Viele Leute in meinem Umfeld hier, sagen mir: S’bon me pas andrra. – Ich sollte keine Träume haben, und ich würde nur meine Zeit verschwenden, wenn ich meinen Träumen nachzugehen versuche. Doch ich glaube ihnen nicht. Ich möchte nicht wie andere Frauen in meinem Dorf enden und meine Sorgen durch eine Heirat lösen. Was kann ich denn dann meinen Kindern bieten? Ich möchte meine Zukunft selbst in die Hand nehmen und mir zuerst selbst helfen.»

Ich frage Adelina, woher sie ihre Kraft nimmt, immer weiter zu machen. «Ich weiss es nicht. Es ist eine innere Kraft, die mich antreibt. Eine Stimme, die mir sagt, dass ich nicht aufgeben darf.»

Grenzerfahrungen

Von Noemi Parisi

Arzije Asani arbeitet als Redakteurin beim SRF Format «We, Myself and Why» und ist nebenbei als freischaffende Journalistin tätig.

Noemi Parisi (1995) studiert visuelle Kommunikation und Bildforschung in Basel. Davor Publizistik und Fotografiegeschichte in Zürich. Sie lebt bei Basel und macht derzeit ein Praktikum bei der Fabrikzeitung.





e or recognized as from that position. and allegiance lies. I s borders, because labor class in cer- n East Asia, South ractive economy? nk of an extractive economy in the context of resource extraction, of immigration or labor, so it's a good question. If we see the y as central to contemporary racial capitalism then absolutely, migration is, in the same way that outsourcing a border is, one ars of imperialism today. With increasing flows of capital, there to be cheapened across borders. Then it is extractive because migration really is just indentureship 2.0, right? People are tied «Border and Rule». I argue that these are carceral regimes. It's le are indentured to an employer. It's not just the conditions of of life is constrained. In many of these kinds of labor regimes state-sanctioned regimes — it's not about one bad employer. m is a state-sanctioned indentureship that allows employers to documents, that allows employers to literally cage people in port about domestic workers in Lebanon, who are primarily n, and Ethiopian, all talked about their employer's home as a at the report was titled. It's not an overstatement or a false of these labor migration programs as carceral. st border violence

ely. I think the calls to abolish the border are also calls that are ure. Those movements don't focus on «good» immigrants and s in the same way that abolition calls us to turn away from her someone is innocent or not. Criminality and illegality are structions, and that requires us to dismantle state violence. For tics is an abolitionist vision because it calls on us to dismantle of violence that reproduces oppression and violence, and also hantle the conditions that allow for borders to exist. rders and causes nt to identify right

600 free trade agreements on the planet. Free trade agreements ce of privatization and extraction that decimate local economies -capitalist economies. Communal land holdings are basically trade agreements. The primary drivers of forced displacement mate change, capitalism and conquest: ecological devastation Western induced climate change; ongoing wars and occupation, s trade; and the ravages of global capital that is forcing more open up to capital extraction, which leads to indebted farmers eople being forced off their land. However, I think what has wer of social movement to really force a more radical under- justice. We're starting to see the idea of «no human being is he borders.» or «no borders» really move from the fringe to the with abolitionist politics and in conversation with abolitionist 'with the leadership of Black migrant refugee organizations like Just Immigration in the US, for example, moving toward refusing ns that are compromises that throw some people under the bus. just a local phenomenon, it's deeply connected to global forces, erialism, and why people move. on that need to be

most urgent intervention really is a call for no borders and to macy of borders. But again, not just the border on the map, but he that is deeply embedded and inseparable from imperialism d racial stratification on this planet. I think it's really important migrant justice organizing as siloed from other movements. uman face of all of these forces and ills in the world. So I think about it more extensively and with an international lens. act, but it actually e that intervention at them and what ocial order. tendency towards thinking, like, «I don't have a problem with just had a problem with illegals.» right? But we see statistically in the United States, the largest nationality of people who are » those who have overstayed their visas, are actually Canadians. stories of white Canadians in detention. In Canada, in the province rgest populations of people who have overstayed or are working lians in the ski resort industry. Who we think of as the outsider o with your actual legal status. It has to do with how you're e view people on the street. The seemingly mundane, «Where where are you really from.» Who gets positioned as the stranger gnized as different or an outsider is deeply racialized, and has legality even though we're told it's about law and order, which so important to interrogate. r control and the

he pandemic, almost 60 countries have completely shut their eeking safety. There are so many examples. In Malta, a boat that ss calls because it was filling up with the water; the government ldn't let them in because of Covid and then dozens of people rreanean, we're continuously hearing stories of EU countries efuge under the guise of the pandemic. The pandemic has high- g contradiction — the border is closed to asylum seekers, to eeking safety, but the border remains open to labor migration. States, agricultural workers who are coming in on H2A visas, re being expedited to ensure that the food supply chain is not e pandemic. So even though almost all other immigration and g has been shut down, H2A visas are just being churned out. ide, borders also remain open to deportations. Every country, ming all our borders closed, has no problem continuing to deport countries. In the early days of the pandemic, in April, around this uatemalan government estimated that approximately 20 percent cases in Guatemala actually came from people deported from The pandemic really exacerbates bordering regimes — to securitize ers [while serving] capitalist interest and cheapened labor supply he border is not closed to governments trying to expel people.

originally published by the magazine highsnobiety.com on March 17, 2021. er and editor at The New Inquiry magazine. She writes about trends and who they benefit. and writer based in Vancouver, British Columbia, Canada. She is the award-winning author of m and, most recently, «Border and Rule». Trained in the law, she is a community organizer justice, indigenous solidarity, feminist, anti-capitalist, abolitionist, and anti-imperialist movements.

Grenzen anders sehen  
Von Francesca Falk

«Wir sind fünf Freunde, wir sind einmal hintereinander aus einem Haus gekommen, zuerst kam der eine und stellte sich neben das Tor, dann kam oder vielmehr glitt so leicht, wie ein Quecksilberkügelchen gleitet, der zweite aus dem Tor und stellte sich unweit vom ersten auf, dann der dritte, dann der vierte, dann der fünfte. Schliesslich standen wir alle in einer Reihe. Die Leute wurden auf uns aufmerksam, zeigten auf uns und sagten: «Die fünf sind jetzt aus diesem Haus gekommen.» Seitdem leben wir zusammen, es wäre ein friedliches Leben, wenn sich nicht immerfort ein sechster einmischen würde. Er tut uns nichts, aber er ist uns lästig, das ist genug getan; warum drängt er sich ein, wo man ihn nicht haben will. Wir kennen ihn nicht und wollen ihn nicht bei uns aufnehmen. Wir fünf haben zwar früher einander auch nicht gekannt, und wenn man will, kennen wir einander auch jetzt nicht, aber was bei uns fünf möglich ist und geduldet wird, ist bei jenem sechsten nicht möglich und wird nicht geduldet. Ausserdem sind wir fünf und wir wollen nicht sechs sein. Und was soll überhaupt dieses fortwährende Beisammensein für einen Sinn haben, auch bei uns fünf hat es keinen Sinn, aber nun sind wir schon beisammen und bleiben es, aber eine neue Vereinigung wollen wir nicht, eben auf Grund unserer Erfahrungen. Wie soll man aber das alles dem sechsten beibringen, lange Erklärungen würden schon fast eine Aufnahme in unsern Kreis bedeuten, wir erklären lieber nichts und nehmen ihn nicht auf. Mag er noch so sehr die Lippen aufwerfen, wir stossen ihn mit dem Ellbogen weg, aber mögen wir ihn noch so sehr wegstossen, er kommt wieder.» – Franz Kafka

In eindrücklicher Weise wird in diesem Fragment von Kafka die Kontingenz von Gemeinschaftsgrenzen wie auch die Evidenz, die aus der Existenz bereits bestehender Grenzen resultiert, sichtbar. Auch zeigt sich hier anschaulich die Unmöglichkeit einer abschliessenden unilateralen Abgrenzung: «aber mögen wir ihn noch so sehr wegstossen, er kommt wieder.» Eine «demokratische» Gesellschaft ist immer im Umbruch. Ihre Grenzlinien müssen verrückbar sein, sonst ist sie nicht mehr. Heute gilt es als «natürlich», Personen nach dem Kriterium der Staatszugehörigkeit Rechte zuzugestehen, indem ihnen der Zugang zu einem bestimmten Arbeitsmarkt erlaubt wird – oder eben nicht. Das Argument, ein Recht auf Immigration kollidiere mit der Vorstellung, dass eine politische Gemeinschaft eigene Kriterien der Mitgliedschaft festlegen soll, entspricht nicht den tatsächlichen Verhältnissen: Wir werden in politische Gemeinschaften hineingeboren und haben nicht die Möglichkeit, unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger auszuwählen. Bei den Einbürgerungen ist dies zwar an manchen Orten teilweise der Fall, doch gerade weil dies nur für eine Minderheit gilt (bestimmte müssen sich auswählen lassen, andere gehören von Anfang an dazu), ist dieses einseitige Verhältnis problematisch. Ein solcher Anspruch erinnert zudem an jene Männer, die sich vor nicht allzu langer Zeit legitimiert fühlten, über das Frauenstimmrecht entscheiden zu dürfen. Welche Konsequenzen sind aus den dargestellten Inkonsequenzen zu ziehen? Selbst wenn Nationalstaaten nicht im Alleingang von heute auf morgen ihre Zugangsbeschränkungen abschaffen können, so kann zumindest eines sofort in Angriff genommen werden: Grenzkontingenz sichtbar zu machen. Allerdings sollte nicht vergessen werden, dass ein Öffnen von Grenzen nicht nur für Waren, sondern auch für Menschen jene ökonomischen Ursachen, die manche zur Migration zwingen, nicht aus der Welt schafft. Die zum «Drama der Migration» führenden Verhältnisse sind nicht zu ändern, wenn man nur auf die Grenze blickt. Um diese Probleme anzugehen, bedarf es nicht nur anderer Grenzregime, sondern beispielsweise auch einer grundsätzlich anderen Ausgestaltung der Ökonomie. Kurzfristig erscheint dabei jene Sichtweise, die meint, durch eine zunehmende Entrechtlichung und Illegalisierung Probleme zu lösen, die sie selbst durch eine Verschärfung mitproduziert.

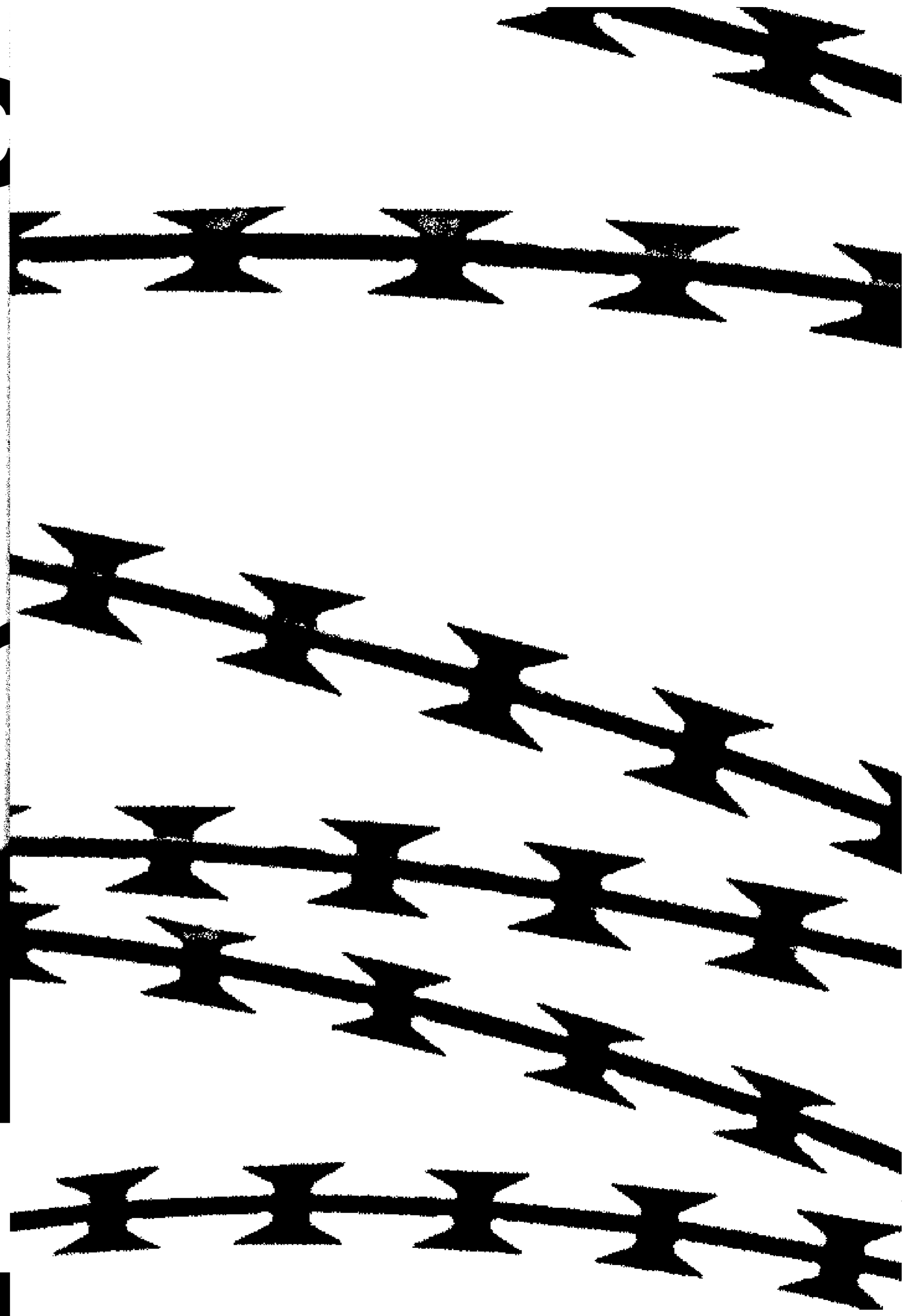
Die Geschichte ist bekanntlich keine Prophetin. Doch eine Historisierung macht (manchmal) die Begrenzungen der Gegenwart sichtbar: Sie antizipiert die Vergangenheit des Gegenwärtigen.

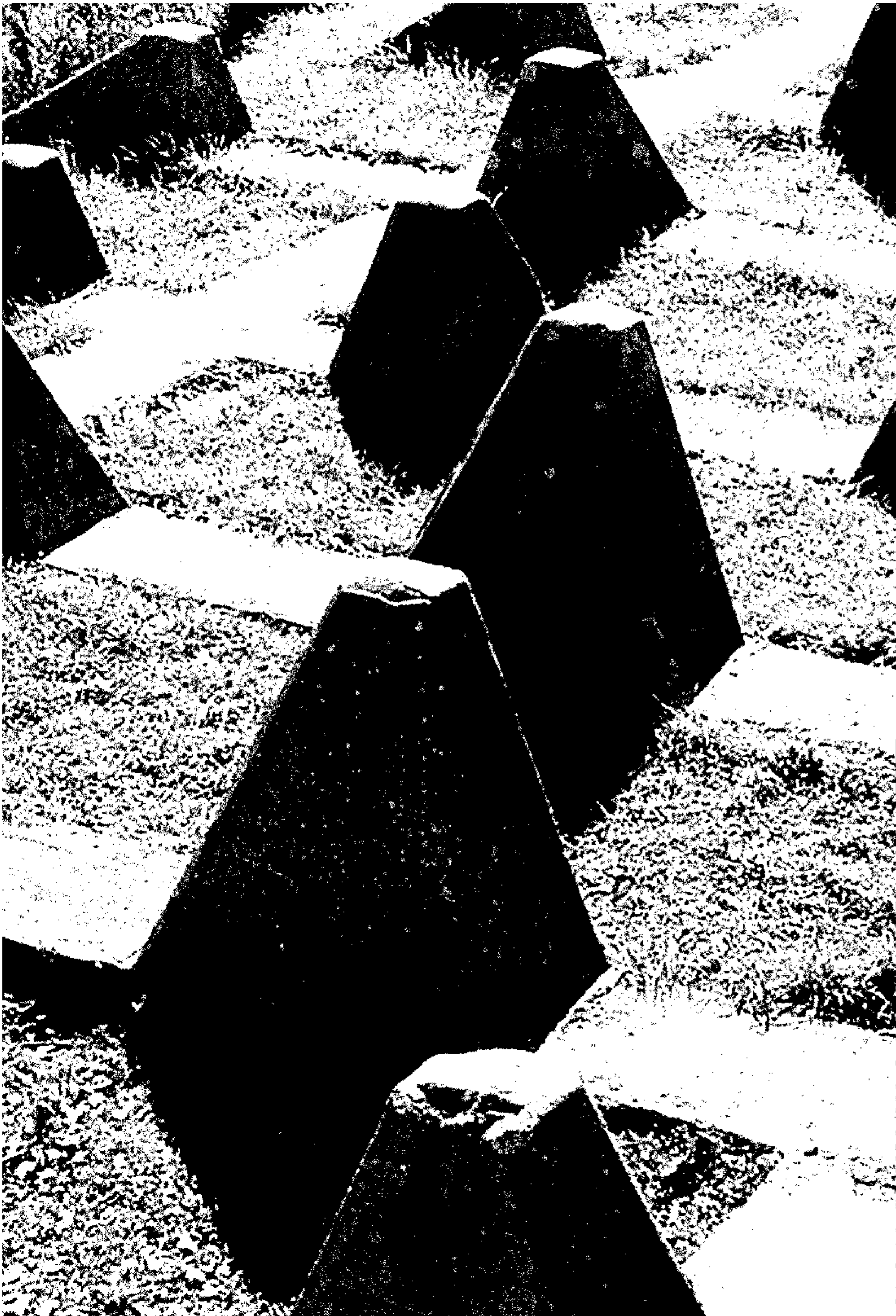
Die Historikerin Francesca Falk ist Dozentin für Migrationsgeschichte an der Universität Bern. Ihre Schwerpunkte umfassen Geschlechtergeschichte, Migration, Protest, Kolonialismus und seine Nachwirkungen sowie Public, Visual und Oral History.

Der vorliegende Beitrag ist ein leicht überarbeiteter Auszug aus: Francesca Falk, Eine gestische Geschichte der Grenze. Wie der Liberalismus an der Grenze an seine Grenzen kommt, S. 145-147, © 2011 Wilhelm Fink Verlag, ein Imprint der Brill Gruppe (Königliche Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)



**Pristine c  
stunning  
mountain  
and  
melted c**





«Das Patriarchat agiert ja auch global»  
Von Natalia Widla

Feministinnen auf der ganzen Welt vernetzten, solidarisieren und unterstützen sich gegenseitig. Fünf Beispiele für grenzübergreifenden Frauenkampf – im Internet, wie auch auf der Strasse.

Der Hashtag #metoo kam im Oktober 2017 im Zuge des Skandals um den Filmproduzenten Harvey Weinstein auf Twitter auf und verbreitete sich wie ein Strohfeuer. Trotz seines Ursprungs in der glamourösen Parallelwelt von Hollywood, griff #metoo schnell um sich und schuf eine bis dahin einmalige Plattform: Unter der Prämisse «ich auch» teilten Abermillionen von Frauen, junge, alte, berühmte, unbekannte, Mütter, Töchter und Marginalisierte ihre Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt und Missbrauch. Die #metoo-Bewegung schrieb Geschichte.

Allem Spott, schlechter Satire und Stammtischwitzen zum Trotz ist #metoo heute nicht mehr aus dem Cyberspace wegzudenken und hat etwas Grösseres angestossen: Immer wieder schaffen feministische Hashtags seither Aufmerksamkeit für Themen, die sonst unter den Teppich zu fallen drohten: Als aktuellstes Beispiel gilt etwa #textmewhenyougethome. Der Hashtag wurde ins Leben gerufen, nachdem die Britin Sarah Everard am 3. März auf ihrem Nachhauseweg angegriffen und ermordet wurde. Seither berichten Frauen rund um den Globus von ihrer Angst alleine unterwegs zu sein und ihren Erfahrungen und Forderungen für mehr Sicherheit im öffentlichen Raum.

Dieser Austausch funktioniert virtuell, doch die Grenzen feministischer Vernetzung, Solidarität und Aktivismus enden nicht im Internet.

#### Solidarisch in Wort und Tat

«I am not free while any woman is unfree, even when her shackles are very different from my own.» – Das berühmte Zitat der Schwarzen und queeren Schriftstellerin und Feministin Audre Lord hat in den über fünfzig Jahren seit seiner Entstehung kaum an Aktualität eingebüsst.

Die feministischen Kämpfe sind zwar je nach Land und Kulturkreis oftmals unterschiedlich, aber immer stärker miteinander verbunden und aufeinander bezogen. «Das Patriarchat agiert und herrscht global, deswegen muss auch die feministische Bewegung weltweit vernetzter, solidarischer und lauter werden», sagt dazu Çağdaş Akkaya. Ihre Kollegin und Mitstreiterin Meral Çınar ergänzt: «Eine starke weltweite Bewegung stärkt auch die einzelnen lokalen Initiativen und ordnet sie in einem grösseren Kontext ein.» Das Patriarchat zeige zwar unterschiedliche Ausprägungen, die Wirkungs- und Unterdrückungsmechanismen, auf denen es fusst, sind im Kern aber dieselben.

Die beiden Türiinnen Çağdaş Akkaya und Meral Çınar leben unterschiedlich lange in Zürich. Hier sind sie Teil der ROTA, einer selbstorganisierten Gruppe von Migrant\*innen, mehrheitlich aus der Türkei, aus Kurdistan und dem Mittleren Osten, welche sich für die Anliegen von MigrantInnen und Geflüchteten in der Schweiz stark macht. Daneben sind sowohl Akkaya als auch Çınar feministisch aktiv. Im Fall von Meral Çınar war ihr feministisches Engagement der Grund, weshalb

sie die Türkei verliess: Dort laufen mehrere Strafverfahren gegen sie. Çınars Aktivismus tat der Schritt ins Exil aber keinen Abbruch: «Als etwa die Türkei vor kurzem ihrem Ausstritt aus der Istanbul Konvention bekanntgab, sammelten wir von hier aus kurze Videogrussbotschaften an den feministischen Widerstand in der Türkei. Und konnten somit zeigen, dass es uns nicht egal ist, was dort passiert», sagt Çınar. Für die Frauen vor Ort sei das ein wichtiger Moment zu merken, dass sie nicht alleine kämpfen, dass andere sich für ihre Kämpfe interessieren und sich mit ihnen solidarisieren. Die ROTA Frauen veranstalten etwa regelmässig Solidaritätsanlässe und sammeln Geld, zuletzt für die Anwaltskosten einer verhafteten feministischen Genossin, wie Akkaya erklärt.

#### Sichere Abtreibungen – egal woher Frau kommt

Neben internationaler Solidarität und der Vernetzung über Grenzen hinweg, sind in den letzten Jahren mehrere feministische Netzwerke entstanden, die ganz grundsätzlich grenzübergreifend agieren. So etwa die Initiative «Abortion without borders», welche im Dezember 2019 lanciert wurde. Sechs Organisationen, unter anderem aus Polen, Deutschland, England und den Niederlanden, haben sich mit dem Ziel zusammengeschlossen, Frauen, die in ihrem Wohnland keine sichere Abtreibungsmöglichkeit haben, eine solche zu ermöglichen. Vor allem Polinnen, aber auch Irinnen nutzen das Angebot des Netzwerks, welches nebst kostenlosen Informationen auch Zugang zu Abtreibungspillen anbietet und gegebenenfalls Auslandsreisen für die Betroffenen organisiert – und das alles auf Basis von Spenden. Laut eigenen Angaben konnten die Frauen von «Abortion without Borders» in den knapp anderthalb Jahren ihres Bestehens bereits sichere Abtreibungen für rund 2500 Frauen organisieren.

#### Historisch gegen die Nationalstaaten

Die internationale Vernetzung im feministischen Arbeitskampf suchen derweil Camila Baracat und Andrea Salaza. Die beiden Frauen sind die Mitbegründerinnen der «Coordinadora Feminista BM», der feministischen Koordination zum 8. März in Kolumbien.

Die Koordination wurde 2018 mit dem Ziel gegründet, sich um die Organisation des Frauentages am 8. März, beziehungsweise des Internationalen Tages der Arbeiterinnen, wie ihn Baracat und Salazar nennen, zu kümmern. Doch es bleib nicht beim nationalen Frauenkampf: «Wir gründeten innerhalb der Koordination 2019 ein internationalistisches Komitee, um einen grenzüberschreitenden Artikulationsprozess einzuleiten. Seither pflegen wir Beziehungen und teilen unsere Solidarität feministischen Organisationen und Kollektiven aus Lateinamerika und aus aller Welt.»

Die internationale Vernetzung, so die beiden Frauen, sei nicht nur eine aktuelle Notwendigkeit, sondern eine nahtlose Weiterführung historischer Tatsachen, denn der feministische Kampf, so Baracat und Salaza, sei stets auch ein anticolonialer und einer gegen die Grenzen der Nationalstaaten. Es sei entsprechend unvermeidbar, gemeinsame Strategien zu fordern, um sich patriarchalischer Gewalt zu widersetzen und gegen Tendenzen einzustehen, welche die Fortschritte der feminis-

tischen Bewegung bedrohen. Dazu gehören die weltweit erstarkenden fundamentalistischen Strömungen, die Militarisierung der Polizei und die Kriminalisierung von Protesten und Widerstand.

«Wir sind auf die Strasse gegangen, um uns solidarisch mit dem Kampf der ecuadorianischen Frauen zu zeigen, wir protestierten vor dem argentinischen Konsulat, um den Kampf der Transandinen für die Entkriminalisierung der Abtreibung zu unterstützen, wir unterstützen auch den Widerstand der Kurdinnen und sind involviert in den Kampf von Migrantinnen gegen die rassistische Migrationspolitik der Regierung», so Salaza.

#### Kontextualisierung statt Aneignung

Während sich Feministinnen in Lateinamerika unter anderem für den Befreiungskampf der Kurdinnen in Rojava starkmachen, solidarisieren sich immer mehr Frauen in Europa mit dem lateinamerikanischen Kampf gegen Femizide, also Frauenmorde. In zahlreichen europäischen Städten führen Frauen und FLINT Gruppierungen die chilenische Performance «El vialodor eres tu» (Der Täter bist du) gegen Femizide und Gewalt an Frauen auf und schaffen so einen performativen Überbau für die Bewegung.

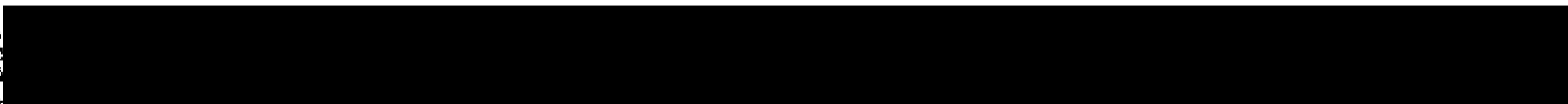
Auch in Zürich hat sich im Rahmen des Frauenstreiks von 2019 ein Kollektiv mit dem Namen «Ni una menos» zu Deutsch «Nicht eine weniger» gegründet, das sich gegen Femizide engagiert. «Die Idee von Ni Una menos ist es, den Widerstand gegen Femizide und den strukturellen Kontext internationalistisch sichtbar zu machen. Schliesslich endet das Problem an keiner Grenze, weder an einer Nation noch einer Schicht», erzählt ein Mitglied der Gruppe, welches nicht namentlich genannt werden möchte. Immer wieder würden die Mitglieder zu hören bekommen, dass es so etwas wie Frauenmorde in der Schweiz doch eh nicht gäbe. «Und wenn, dann sind es rassistische Argumentationslinien, wie jene von der importierten Gewalt, denen es vehement zu widersprechen gilt.»

Das Zürcher Kollektiv Ni una menos pflegt regen Kontakt zu einzelnen Kollektiven in Lateinamerika und Europa. «Uns ist es immer wieder wichtig zu betonen, woher die Bewegung kommt, wer sie ins Leben gerufen hat und auf was wir uns genau beziehen», erzählt das Mitglied. Dasselbe gilt für die feministische Performance, welche Ende April auch auf der Zürcher Rathausbrücke, als Antwort auf die Polizeigewalt vom diesjährigen 8. März aufgeführt wurde: «Gerade als weisse Feministinnen ist es wichtig, solche Elemente vorsichtig an den lokalen geografischen und historischen Kontext anzupassen, ohne sie sich jedoch unreflektiert zu eigen zu machen.»

Es war wiederum Audre Lord, die geschrieben hat: «Without community, there is no liberation.»

Feministinnen und Frauenkämpferinnen rund um den Globus haben diese Worte verinnerlicht. Durch grenzübergreifende Vernetzung, Solidarität und den reflektierten Bezug aufeinander soll die grundlegende Freiheit aller Frauen erkämpft werden, auch derer, die ganz andere Fesseln tragen, als wir uns innerhalb der eigenen Grenzen vielleicht vorstellen können.

Natalia Widla ist freischaffende Journalistin und Mitglied des Kollektiv Das Lamm in Zürich. Daneben schreibt sie gerade an ihrer Masterarbeit zu den realpolitischen Konsequenzen des feministischen Streiks von 2019.



den Bau von Tunnels zu verhindern (Kosten pro Kilometer: bis ins Meer hinein. Im Fall von Gaza führte das zu vermehrten für entwickelten Raketenabwehrsystem Iron Dome abgewehrt

nation, die sich mit allen Mitteln in ihre Grenzen einschliesst. Alarmtechnik, die natürlich nicht nur zum Schutz von Grenzen im Jahr 2020, der jährlich um 8 Prozent wachsen soll. Wie es vorangetriebenen Mauerbau und der Installation des virtuellen ist bekannt. Bislang hat dieser Mauerbau um die 15 Milliarden

km neue Grenzbarrieren auf dem Land errichtet – sechs Mal rtuellen und die Seemauern. In den letzten Jahren wurden r ein eigenes Forschungsbudget. Der Schutz der «äusseren nten Nationen warnen vor «digitalen» und «automatisierten» Überwachungsdrohnen und biometrischen Datenbanken.

Grenzen hochgezogen und rigoroser als zuvor grenzüberbreitung des frei flottierenden Virus zu verhindern, das mit wird, im Grunde nur die schon vorher bestehende Tendenz nen durch physische, aber auch virtuelle Mauern oder Zäune

n während der Pandemie mit den Lockdowns die Menschen zurückzuziehen. Es wurde zumindest empfohlen, zuhause zu ich nicht anzustecken oder das Virus in die Öffentlichkeit zu in Innenräumen, wenn sie nicht gut gelüftet werden oder mit Ausgangssperren oder nur mit Genehmigung mögliche Beweause» führte analog zu den Gated Communities Abgrenzungen rordnet, die in manchen Staaten mit Lokalisierungsapps überuarantäne verbracht werden sollte, wurde damit faktisch zum macht aber auch den angesagten Rückzug und die Verbarrinden» mehr einreisen; die eigene Bevölkerung soll sich auch in Land zu bleiben. Es scheint, als wäre das die Dialektik der

hr und Verteidigung, um die Abgrenzung und Schaffung von nd sie. Erkenntnistheoretisch ist es der Schnitt, der Subjekt

en überhaupt erst ermöglicht: beginnend mit den Einzellern. Kontakt mit dem Aussen stehen zu können. Ein hermetischer tunter nicht nur fremde Angreifer abwehrt, sondern sich auch n, die geschützt werden, immer auch negative Folgen haben.

Gefängnisse, Gated Communities, Smart Cities und Homes sowie physische und virtuelle Grenzbefestigungen: Sie alle verfolgen letztlich den unmöglichen Traum einer absoluten Kontrolle über die ein- und abfließenden Ströme an Daten, Dingen, Lebendigem und Menschen.

Das Ideal ist ein mit vielfältigen Schleusen und Vorsichtsmassnahmen geschützter Reinraum. Er enthält praktisch keine Fremdpartikel mehr und ist damit an sich lebensfeindlich. Solche Reinräume findet man in Serverfarmen. In diesen werden die Chips produziert, die den Kern der digitalen Welt bilden, die uns und den physischen Raum zunehmend einschliesst. Nachdem die Erde sich als bislang einzigartiges Raumschiff im Universum erwiesen hat, wird seit einiger Zeit versucht, von der Umwelt abgeschlossene Siedlungen zu konstruieren, die sich weitgehend autonom erholen können. Ein frühes Beispiel ist «Biosphäre 2», ein Anfang der 1990er Jahre entstandenes Projekt in Arizona, das als eine kleine Erde mit verschiedenen Ökosystemen funktionieren und als autonome Lebenswelt für eine kleine Gruppe von Menschen dienen sollte. Nach zweijähriger Erprobung wurde das Projekt wegen eklatanter Mängel beendet. Smart Homes und Smart Cities scheinen technische Möglichkeiten für sichere, nachhaltige und steuerbare Wohn- und Lebenssysteme zu entwickeln. In Wirklichkeit werden hier die Voraussetzungen für autonome Lebenswelten geschaffen, die unabhängig und abgeschlossen vom Aussen an beliebigen Orten platziert werden können.

Menschen beginnen in diesem Sinn bereits, sich als Gefangene einzurichten und gewinnen fasziniert-schaurig Gefallen an Überlegungen, in der Matrix oder einer Simulation zu leben, deren eingrenzende Mauern nur aus Daten bestehen. Die Imagination setzt damit den Schnitt in der Welt aus, der Innen und Aussen abgrenzt, und versucht paradoxerweise nur ein Innen zu denken, dem das Aussen abhandengekommen ist. Bislang wurden philosophisch platonische Höhlen oder künstliche Welten konstruiert, um von einem Ausbruch ins Freie, in eben jenes Aussen zu erzählen: So etwa Wittgenstein, der einer Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zeigt. Während wir uns zunehmend darin zu gefallen scheinen, in einer geschlossenen Welt zu leben. Und das, ohne wirklich prüfen zu können, ob es nicht doch ein Aussen gibt.

Florian Rötzer ist ein deutscher Journalist. Er studierte in München Philosophie, Pädagogik sowie Psychologie und war bis vor kurzem Chefredakteur beim Online-Magazin Telepolis, zu dessen Gründern er gehört.



